Zeitschrift: Zeitschrift für Agrarwirtschaft und Agrarsoziologie = Économie et sociologie agraires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Agrarwirtschaft

Band: 4 (1976)

Heft: 7

Artikel: Der Familienbetrieb in der schweizerischen Landwirtschaft : eine historische und sozio-ökonomische Analyse

Autor: Hauser, A.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-966223

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Familienbetrieb in der schweizerischen Landwirtschaft

Eine historische und sozio-ökonomische Analyse

von

Prof. Dr. A. Hauser, ETH Zürich

Der Familienbetrieb ist in den letzten Jahrzehnten und Jahren wiederholt angegriffen und in Frage gestellt worden. Er sei ideologisch begründet und in seiner Struktur überholt, hiess es etwa. Er lasse sich, so meinten Gegner, nicht in die Strukturbereinigung einfügen. "Die angestrebte arbeitswirtschaftliche Effizierung steht in einem Zielkonflikt mit dem bisherigen agrarpolitischen Leitbild", sagt zum Beispiel Th. Bergmann. Und ferner: "Die Produktionsfaktoren können im bäuerlichen Familienbetrieb nicht optimal kombiniert werden."[1] Inzwischen hat sich nicht nur das wirtschaftspolitische Klima, sondern auch das Umweltdenken geändert, und die sich als fortschrittlich gebärdenden Gegner des Familienbetriebes sind ihrerseits unter Beschuss genommen worden: "Mehr als 90 % aller Betriebe in der Bundesrepublik sind Familienbetriebe, die Lohnarbeitskräfte in der Landwirtschaft vermindern sich laufend. In anderen westeuropäischen Ländern ist es ähnlich. Viele Familienbetriebe in Europa und Nordamerika gehören zu den leistungsfähigsten und modernsten landwirtschaftlichen Betrieben der Welt... Also kann das generelle Verdikt doch nur Verwirrung stiften", meint der deutsche Agrarökonom H. Priebe.[2] Auch in Frankreich rechnet man nicht mehr mit einer nennenswerten Vermehrung von grösseren Lohnarbeitsbetrieben und Vollkooperativen, sondern vielmehr mit einem Fortbestehen, ja mit einem Ausbau der Familienbetriebe, die im Zuge der Modernisierung ungefähr 80 % der Nutzfläche bewirtschaften könnten.[3] In der Schweiz ist der Familienbetrieb die althergebrachte und besonders typische Form der schwei-

---

1) Bergmann, Th.: Der bäuerliche Familienbetrieb - Problematik und Entwicklungstendenzen. Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie, Jg. 17, Heft 2, Okt. 1969, S. 215 - 227.

2) Priebe, H.: Landwirtschaft in der Welt von morgen. Düsseldorf und Wien, 1970, S. 349.

3) Vgl. dazu den Bericht von Georges Vedel: Ministère de l'agriculture, vom 20. Juni 1969.

zerischen Landwirtschaft. Im Zeichen der "Contestation" wird er indessen, gerade weil er so alt ist, in Frage gestellt. Wir fragen, um Klarheit zu erhalten: Entspricht die gegenwärtige Struktur und Organisation der Bauernfamilien den gewünschten Leitbildern? Ist der bäuerliche Betrieb so beschaffen, dass er den Forderungen und Hoffnungen ökonomischer, politischer, sozialer, ökologisch-biologischer Art genügt? Unser Beitrag stützt sich auf zwei Disziplinen: die Agrargeschichte und die Agrarsoziologie. Die Geschichte soll indessen diesmal lediglich den Rahmen geben bzw. die Entwicklungslinien aufzeigen. Wir können den Familienbetrieb nicht seit den Anfängen verfolgen. Denn er ist nicht weniger als 4000 Jahre alt, das heisst, so alt wie die Landwirtschaft selber.

Für unsere Zwecke genügt es indessen, Struktur und Funktion des Familienbetriebes des 18. Jahrhunderts kennenzulernen. Aus ihm heraus hat sich auch der heutige Familienbetrieb entwickelt. Damals herrschten in unserem Land die kleineren und mittleren Betriebe vor. So gab es beispielsweise im zürcherischen Glattal in der Zeit von 1764 bis 1790 rund 530 Betriebe mit weniger als 1 Hektare Land. Anteilsmässig waren das nicht weniger als 20 %. Es folgen die Betriebe mit 1 - 5 Hektaren Land (1890 Betriebe, oder 45,5 %). Die Betriebe mit 5 - 10 Hektaren Land (509) machten 19,4 % und die Betriebe mit mehr als 10 Hektaren Land 15 % aus.[4] Produktion und Produktivität waren äusserst gering. Ein einziges Beispiel spreche für viele. Wir kennen aus den Quellen einen 11 Hektare umfassenden Milchbetrieb am Zürichsee. Er hatte um 1750/70 5 Personen zu ernähren. Er produzierte 2675 Kalorien pro Kopf/Tag.[5] Da bekanntlich mindestens 3000 Kalorien notwendig sind, musste der Fehlbedarf entweder durch Sammelwirtschaft gedeckt werden, oder es musste ein Nebenerwerb dazukommen. Die Situation war also recht prekär, und es bedurfte eines einzigen schlechten Erntejahres, um das ganze Gefüge vollständig aus dem Gleichgewicht zu bringen. Eine Verbesserung dieser Situation war aus verschiedenen Gründen recht schwierig. Es fehlten sowohl Mittel wie Kenntnisse. Zum

---

4) Winkler, E.: Veränderungen der Kulturlandschaft im zürcherischen Glattal, Zürich 1936, S. 61.

5) Hauser, A.: Wald und Feld in der alten Schweiz. Zürich 1972. S. 191.

Ausbau des Betriebes wären Summen notwendig gewesen, welche die eigene Wirtschaft nicht annähernd hervorbrachte. Die Bauernwirtschaft alten Schlages war im Grunde genommen recht einfach konzipiert. Ziel des Wirtschaftens war, die Ernte mit dem Bedarf der Hofinsassen in Einklang zu bringen. Neben dem Ringen um die Selbstversorgung blieb im bäuerlichen Leben für nichts mehr Raum. Der Verbrauch hatte sich nach dem Angebot zu richten. Man ernährte sich mit dem, was die Felder, der Gemüsegarten hervorbrachten. Letztes Ziel des gewissenhaften Haushaltens war es, den Hof nach Ausdehnung und Pflege in dem Stand zu erhalten, den man beim Erbantritt vorfand. "Bis die eigenen Kinder alt und geschult genug waren, um ihn ohne Hilfe zu bewirtschaften, brauchten sie nicht Mehrer, bloss Hüter des überkommenen Erbes zu sein. Dann hatten sie keine üble Nachrede zu fürchten, konnten sich vielmehr getrost auf den Altenteil zurückziehen". Vom Vorbild der Alten und von ihrer Aufsicht hing die Güte auch der einzelnen Arbeit ab, die auf dem Hof verrichtet wurde. Jedem Acker, jedem Gemüseplatz, jedem Bauerngarten und jedem Haus sah man an, was der Bauer und die Bäuerin taugten.[6] Arbeitsbereich des Bauern und der Bäuerin waren deutlicher voneinander geschieden als heute. Bei der Arbeit im Stall, in Feld und Wald war für die Hofinsassen das Vorbild des Bauern, sein Können, seine Erfahrung massgebend. Der Vater allein zog seine Söhne zu tüchtigen Bauern heran. Sie hatten sich empirisch anzueignen, was er ihnen beibrachte. Starb der Vater, oder legte er vorzeitig die Leitung des Hofes nieder, dann hatten sich die Hofinsasssen dem geltenden Erbrecht zu fügen. Jene Kinder, die den Hof nicht erbten, aber aus wirtschaftlichen Gründen kaum weggehen konnten, heirateten in der Regel nicht. Ueberhaupt traten die individuellen persönlichen Ansprüche zurück. Immer galt es die organische Einheit des Betriebes zu erhalten. Das - nur schwer zu erreichende - Gleichgewicht zwischen der Arbeits- und Verbrauchereinheit einer Bauernfamilie und dem Umfang der Güter musste unter allen Umständen gesichert bleiben. Aus diesen Verhältnissen heraus entwickelten sich die bäuerlichen Ehesitten. Ihrem brauchmässigen Zwang hatte sich der Einzelne völlig unterzuordnen. Recht schön hat das ein Zeitgenosse, I.C. Hirzel,

---

6) Schmidt, Georg C.L.: Der Schweizer Bauer im Zeitalter des Frühkapitalismus. Bern und Leipzig 1932. S. 42.

1792 beschrieben. Es wurde also Sitte, sagte er, "die Güter beieinander und allein den Söhnen zu überlassen. Und auch diese schränkten sich im Heurathen, dass der Hof immer hinlänglich blieb, die Haushaltung durchzubringen... Dieses geschah ja auch in verschiedenen Gegenden unseres Landes (gemeint ist der Kanton Zürich), wo der Feldbau allein betrieben wird. Da ersehen wir, dass das fruchtbare Wehntal in Absicht auf die Bevölkerung nur schwach zugenommen. Ein Bauer calculiert so: Mein Hof mag nicht mehr als einen, höchstens zwey Söhne ernähren, die anderen mögen ledig bleiben oder anderswo ihr Glück suchen." Hirzel beschreibt hier das sogenannte Anerbenrecht, das heisst die erbrechtliche Bevorzugung einzelner Familienglieder.

Die Verdienstmöglichkeit in der Heimindustrie schuf eine neue Situation. Die industrielle Erwerbsquelle brachte die Möglichkeiten, bäuerliche Betriebe auch mit bodenfremden Mitteln auszubauen. Jetzt änderten sich die erbrechtlichen Verhältnisse. Hirzel erkannte diesen Umbruch recht klar. Er schreibt, dass dort, wo der "Fabrikverdienst" sich "einschleiche", die Verhältnisse ganz anders wurden. "Der Bauer ändert nun seinen Calcul ab: Ich habe drei bis vier Söhne, jeder bekommt etwas an Wieswachs, wenigstens zu einer Kuh etwas Acker. Dies mag schon ein Schönes zum Durchbringen der Haushaltung abwerfen, und die Bearbeitung des kleinen Gütchens lässt Zeit genug übrig, sich durch Fabrikverdienst das Uebrige zu erwerben."[7] Dort, wo die Heim- oder Verlagsindustrie aufkam, konnten die jungen Leute jetzt eher, und vielleicht auch früher heiraten. Dieses Phänomen ist von Hirzel statistisch festgehalten worden. Im Zeitraum von 1671 bis 1700 wurden in Fischenthal im Jahrzehnt 42 Ehen geschlossen. Im Zeitraum 1750 bis 1760 dagegen waren es 165 Ehen. Nun müssen wir festhalten, dass diese Ehen nicht mehr rein bäuerliche Ehen waren; ohne die industrielle Verdienstmöglichkeit hätten sie gar nicht geschlossen werden können. Die Vorstellung vom Landmann, der seinen Acker bestellt, seine Kuh melkt, und als Nebenbeschäftigung mit seiner Familie auch etwas Heimindustrie betriebt, wird der Situation nicht gerecht. Für viele Regionen, so etwa fürs Zürcher Oberland, war die Verlagsindustrie für die

---

7) Braun, R.: Industrialisierung und Volksleben. Die Veränderungen der Lebensformen in einem ländlichen Industriegebiet vor 1800. Erlenbach-Zürich 1960. S. 61.

meisten keine blosse Nebenbeschäftigung, sondern vielmehr Grundlage und Voraussetzung dafür, dass die Jungen überhaupt eine Ehe eingehen und mit ihrer Familie den bäuerlichen Teilwirtschaftsbetrieb führen konnten. In Missjahren und Zeiten der Rezession ging die Zahl der Eheschliessungen jeweils zurück. So hat sich in der Zeit der wirtschaftlichen Krisen 1785 bis 1817 in Appenzell-Innerrhoden die Zahl der Eheschliessungen um einen Fünftel vermindert. Wenn die Leute in solchen schwierigen Zeiten trotzdem heirateten, wunderte sich mancher Zeitgenosse. Ein Appenzeller notierte: "16 bis 17 Ehen sind im November auf einmal verkündet worden, worüber sich fast jedermann verwundert, dass man die grosse Thüre (Teuerung) so geschwind vergessen und so hurtig wieder courage gefasst, sich zu verheuraten. Indes die meisten Eheverlobte wenig oder gar keine Mittel gehabt hat, sie werden zweifelsohne gedencket haben Deus providebit, an glück und segen ist alles gelegen."[8] Aehnlich sah es im Entlebuch aus. Das Krisenjahr 1770 hatte eine deutliche Folge für die demographische Entwicklung. Die Eheschliessungen stagnierten, die Geburtenrate sank und die Sterbezahlen stiegen an. Der Not und dem Elend fielen ausschliesslich Kinder zum Opfer, die ihrer labilen Konstitution wegen den Härten in der Lebensmittelversorgung und den häufigen Infektionskrankheiten nicht gewachsen waren.[9]

Schon im 18. und dann vor allem aber auch im 19. Jahrhundert beginnt sich unter dem Einfluss verschiedener ökonomischer Kräfte das herkömmliche Erbrecht zu zersetzen. Hand in Hand mit dem veränderten Erbrecht entwickelte sich eine neue Einstellung zur Ehe. Fortan standen bei der Eheschliessung nicht mehr rein bäuerliche Ziele im Vordergrund; oft konnten jetzt Hof und Güter mit Hilfe anderer Verdienstquellen mutwillig geteilt werden. Die Entwicklung verlief ungleichmässig. Dort, wo sich die Heimindustrie, und später die Fabrikindustrie verbreitete, änderte sich die Situation schneller. Zwischen Heimindustrie und Landwirtschaft bestanden mancherlei Wechselbeziehungen. Dabei war es keineswegs so, dass die Heimindustrie die Landwirtschaft zerstört hätte. Die Landwirtschaft hat vielmehr aus der Heimindustrie Gewinn gezogen. Mit dem baren Geld konnte der Viehstand

---

8) Schürmann, M.: Bevölkerung, Wirtschaft und Gesellschaft in Appenzell-Innerrhoden im 18. und frühen 19. Jahrhundert. Appenzell 1974. S. 74.

9) Bucher, S.: Bevölkerung und Wirtschaft des Amtes Entlebuch im 18. Jahrhundert. Luzern 1974. S. 140.

verbessert, konnten Meliorationen ausgeführt werden, Stroh, Dünger, Klee und Esparsette gekauft werden. Ausserdem konnten neue Wirtschaftsgebäude gebaut, andere ausgebaut werden, so dass die vermehrte Stallfütterung möglich wurde. Mit Recht hat Caspar Hirzel in seinem "Philosophischen Kaufmann" den Zürcher Heimarbeiter mit einem Magneten verglichen, "der von den entferntesten Orten alles an sich zieht, um die Landwirtschaft zu verbessern und zu intensivieren."[10] Auch der deutsche Reiseschriftsteller C. Meiners registrierte das Bestreben der Bauern, ihre Betriebe mit Hilfe des industriellen Verdienstes zu verbessern und zu intensivieren.[11] Rudolf Braun hat deshalb der Heimindustrie den Ehrentitel einer Wegbereiterin der spezialisierten und intensivierten Landwirtschaft gegeben.[12] Die Heimindustrie hat den herkömmlichen bäuerlichen Wirtschafts- und Lebensraum zusammen mit anderen Kräften umgeformt. Dieser Prozess setzte sich im 19. Jahrhundert fort. Manche Züge des bäuerlichen Familienbetriebes bleiben indessen erhalten: Viele Arbeitskräfte, vor allem auch Familienangehörige, müssen hart arbeiten, um geringe Erträge zu erwirtschaften. Und diese Erträge dienen in erster Linie dazu, die Familie selbst zu versorgen. Die Kleinbetriebe herrschen vor, ja sie nehmen im 19. Jahrhundert noch zu.[13]

Den Agronomen des endenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts blieben die Nachteile der kleinbetrieblichen bäuerlichen Struktur nicht verborgen. Schon A. Kraemer bemerkte in seinem Buch "Die Landwirtschaft im schweizerischen Flachlande, ihre Grundlagen und ihre Einrichtungen", "dass zwei Drittel der Bauernbetriebe so klein seien, dass alle Funktionen in der Hand des Wirtschafters vereinigt werden müssen, so dass dieser zugleich als Lohnarbeiter in eigener Rechnung auftritt".[13a] Die Kleinbetriebe seien ausserdem noch stark parzelliert und die Gebäude im allgemeinen in einem schlechten Zustand. Daraus resultiere "die beengte und bedrückte Lage des Bauernstandes". Schlimm sei auch das Fehlen von statistischen Zahlen. Sein Nachfolger, Ernst Laur, erkannte diese Situation genau. Gestützt auf den Grundsatz "Wissen ist Macht" baute er zunächst die Statistik auf und aus. Dann begann er die Rentabilität zu untersuchen und dazu führte er die Buchführung ein. Als einer der ersten schrieb er eine "Landwirtschaftliche Betriebslehre für

---

10) Hirzel, H.C.: Der Philosophische Kaufmann. Zürich 1775. S. 103 ff.
11) Braun, R.: a.a.o., S. 177.
12) Braun, R.: a.a.o., S. 180.
13) Dazu im einzelnen:
Hauser, A.: Die Produktivität der Schweizerischen Landwirtschaft im 19. Jahrhundert. Festschrift Abel, Band III, 1974. S. 597.
13a) Kraemer, A.: Die Landwirtschaft im schweizerischen Flachlande, ihre Grundlagen und ihre Einrichtungen. Frauenfeld 1896.

bäuerliche Verhältnisse".[13b] Einerseits hielt er an der bäuerlichen Agrarstruktur und an echter bäuerlicher Gesittung fest, anderseits sah er, dass ein romantisches Festhalten an alten Wirtschaftsformen verfehlt wäre. Vor allem sah er sehr genau, dass die überkommene Bauernmentalität in Dingen der Betriebsführung keinen Platz mehr hat. Auch aus erzieherischen Gründen hielt Laur die Durchrationalisierung und die klare rechnerische Aufgliederung auch des kleinbäuerlichen Betriebes für eine Notwendigkeit. Allerdings haben auch wirtschaftspolitische Gründe mitgespielt, denn man wollte ja der Oeffentlichkeit zeigen, welche Erfolgschancen der Bauer im wirtschaftlichen Leben habe. Deshalb war es unvermeidlich, die Bauernbetriebe als kapitalistische Unternehmungen zu sehen und sie als solche der Oeffentlichkeit zu präsentieren. Diesem grossen Bauernführer ist es denn auch weitgehend zu verdanken, dass sich das Schweizervolk schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts zweimal für die aktive Agrarpolitik des Bundes aussprach. Schon damals sah das Volk in der bäuerlichen Familienwirtschaft nicht nur eine Wirtschaftsgruppe, sondern eine soziale Institution, "die der schweizerischen Demokratie und damit dem Staatsganzen von altersher seinen Inhalt gegeben hat."[13c]

Die grosse Prüfung des Familienbetriebes stand indessen vor der Türe. Es kam ein völliger Umbruch alles Bestehenden. Er ist auf die Jahre nach 1945 anzusetzen. Bis dahin vollzog sich die Wandlung für Aussenstehende gewissermassen hinter den Kulissen. Die Landwirtschaft entwickelte sich ohne Strukturänderung. Die Maschine wurde nur zögernd eingesetzt; die Fortschritte basierten auf biologischen Erkenntnissen und Forschungen. Doch auf einem Sektor wirkte sich auch in dieser Zeit die Technik aus: Indem die gewerbliche Wirtschaft frühere Aufgaben der Eigenbedarfsherstellung übernimmt, entlastet sie die

---

13b) Laur, E.: Landwirtschaftliche Betriebslehre für bäuerliche Verhältnisse. Aarau 1907.

13c) Frauendorfer, von, S.: Ideengeschichte der Agrarwirtschaft und Agrarpolitik. 1. Band, München 1957. S. 511.

Betriebe. Aus Hauswirtschaftsbetrieben werden marktorientierte Produktionsbetriebe. Nach dem zweiten Weltkrieg hingegen kommt es zum eigentlichen Umbruch. Die Landwirtschaft wird mechanisiert und völlig in volkswirtschaftliche Arbeitsteilung einbezogen. Das überlieferte Verhältnis von Arbeitskraft und Fläche verändert sich schnell. Die modernen Produktionsmittel bedingen umfassende Veränderung der Produktionsgrundlagen, eine neue Wirtschafts- und Denkweise.

Wie verhielt sich die bäuerliche Familie und welche Folgen hatte der Umbruch für den Familienbetrieb? Konnte er sich der neuen Situation anpassen? Gibt es überhaupt noch eine typisch bäuerliche Familie? Der deutsche Soziologe H. Schelsky verneint diese Frage: "Die bäuerliche Familie ist heute ein Typ der Familie der industriellen Gesellschaft, wenn auch mit den Stärken vorindustrieller Sozialelemente... Die Anpassung und Einfügung der ländlichen Familie an und in die Strukturen der industriellen Gesellschaftsverfassung ist mit einer gewissen Verspätung, in einer Phasenverschiebung im Vergleich zum Durchschnitt der anderen Bevölkerungsgruppen geschehen. Die bäuerliche Familie hinkt in dieser Angleichung am weitesten nach, obwohl die Richtung ihrer Entwicklung genau die der anderen Gruppen ist."[14] Andere Autoren unterstützten diese These mehr oder weniger. Demgegenüber bemerkte Planck, dass die Bauernfamilie trotz aller Wandlung eigenständige Züge bewahrt oder sogar entwickelt habe.[15] Neben dem normativen Einfluss der modernen Gesellschaft wirken andere Faktoren mit, um die Bauernfamilie zu gestalten. Sie sind im bäuerlichen Bereich und Betrieb selber zu suchen. Die Bauernfamilie ist nach Planck eine Totalität, das heisst "eine lebendige Einheit der vier Komponenten von Familie, Haushalt, Betrieb und Wirtschaftsunternehmen". Allerdings sind gewisse Wandlungen vor allem ökonomischer Art nicht zu übersehen. Aus einem Haushaltsbetrieb wurde ein marktorientiertes Unternehmen; die einst geforderte Vielseitigkeit ist der spezialisierten Produktion gewichen. Die Handarbeit wurde soweit wie möglich durch mechanische Arbeit ersetzt. Von der kapitalarmen gelangte man zur kapitalintensiven Wirtschaftsweise, von kleineren

---

14) Schelsky, H.: Die Gestalt der Landfamilie im gegenwärtigen Wandel. Hannover 1953. S. 42.

15) Planck, U.: Der bäuerliche Familienbetrieb. Stuttgart 1964. S. 3.

zu grösseren Betriebseinheiten.

Gewandelt haben sich vor allem auch die sozialen Verhältnisse. Das verfügbare Arbeitskräftepotential ist auf das Betriebsleiterehepaar und allenfalls einen noch rüstigen Vorgänger oder seine arbeitsfähigen Nachfolger zusammengeschrumpft. Fremde und verwandte Arbeitskräfte sind ausgeschieden. Dazu nur drei Zahlen. Um 1900 gab es in der schweizerischen Landwirtschaft noch 98'444 familienfremde Arbeitskräfte. Im Jahre 1950 waren es 62'089 und 1970 gar nur noch 23'710 familienfremde Arbeitskräfte.[16] Die verbleibenden Familienmitglieder formten sich um. Es kam zu einer anderen Funktionsaufteilung, und überdies zu einer Ausgliederung verschiedener Funktionen, die einst der Familie zugedacht waren. Ein schönes Beispiel dafür liefert die Versorgung und Betreuung der Alten. Auch die Erziehung und berufliche Ausbildung ist wenigstens zu einem Teil aus der Familie an andere Institutionen übergegangen. Allen diesen Wandlungen zum Trotz ist die Bauernfamilie innerhalb der Industriegesellschaft ein einzigartiger Typus geblieben, und solange sie den eigenen Boden bewirtschaftet, wird sie sich wohl immer bis zu einem gewissen Grade von der Familie der industriellen Gesellschaft unterscheiden. Während in der industriellen Gesellschaft die Arbeit oder der Erwerb die einzelnen Familienglieder trennt, vereint die bäuerliche Produktion die Familienglieder zur Arbeitsgemeinschaft. In dieser Gemeinschaft werden Vater und Mutter, auch wenn gewisse Autoritätsverluste eintraten, von den Kindern doch immer noch als pädagogische Instanzen erlebt. Und selbst die Fachausbildung bleibt trotz gewisser Verlagerungen dem bäuerlichen Familienbetrieb wenigstens teilweise noch überbunden. Zwar hat die Erfahrung der Alten gegenüber dem geschulten Fachwissen der Jungen an Gewicht eingebüsst. Sie ist aber auch heute noch ein wichtiger Faktor.

Auch das soziologische Gefüge der Bauernfamilie unterscheidet sich in vielen Punkten von der Familie der industriellen Gesellschaft. Die Kinderzahlen sind in den ländlich-bäuerlichen Regionen auch heute noch hö-

---

16) Statistische Erhebungen und Schätzungen über Landwirtschaft und Ernährung. Brugg 1974. 51. Jahresheft, S. 172.

her als in den eigentlichen städtischen Gebieten. Zwar hat das Familienleitbild der Zweikinder-Familie auch im ländlichen Raum Einzug gehalten. Geblieben ist indessen die Tendenz der bäuerlichen Familie, die heranwachsende Generation als Arbeitskräfte mindestens so lange zurückzuhalten, bis ein geeigneter Nachfolger da ist. Der Familienvater weiss, dass seine Kinder anfänglich eine Last bedeuten. Später aber stellen sie ihm die kaum mehr erhältlichen Arbeitskräfte mindestens teilweise. Aus dieser Eigenart heraus hat sich im bäuerlichen Familienbetrieb ein Auf und Ab entwickelt, das wir in anderen Betrieben nicht kennen: "Ein junges Ehepaar kann mit Hilfe der noch rüstigen Eltern zunächst eine reichliche Arbeitskraft für den Betrieb stellen; zehn Jahre später ist der Tiefpunkt gekommen; die alten Teile leisten weniger, und die Bäuerin wird durch Kleinkinder stark in Anspruch genommen. Wenn Söhne und Töchter im Betrieb mitarbeiten, ist nach zehn Jahren mit Hilfe der Kinder die Periode der stärksten Arbeitskraft erreicht." Diese Kurve wird nach Howald genannt; er hat sie Schicksalskurve des selbständigen Familienbetriebes genannt.[17]

Den verschiedenen Lebensabschnitten entsprechen auch die zugewiesenen Funktionen: Mithilfe, verantwortliche Leitung und Mitberatung bei abnehmender Mithilfe. Dass beim Nebeneinander der verschiedenen Generationen, vor allem bei der Ablösung der Generationen Spannungen auftreten, ist unvermeidlich. Divergenzen entstehen vor allem dann, wenn die heranwachsenden Hoferben nach alter Erfahrung und Ausbildung schon in der Lage sind, die Leitfunktion zu übernehmen, während das Elternpaar noch in Besitz aller Kräfte ist, um die Leitfunktion weiter auszuüben.[18]

Mit zunehmender Lebenserwartung tritt dieser Fall immer häufiger auf. Noch bis vor wenigen Jahrzehnten war das Geschehen im bäuerlichen Familienbetrieb vom Vater beherrscht. Noch im Jahre 1960 hat Planck festgestellt, das ein Siebentel der untersuchten deutschen Bauernfamilien einem "strengen Hausregiment" unterstellt ist. Allerdings gab es schon damals in der Mehrzahl der bäuerlichen Familienbetriebe die geistig-

---

17) Howald, O., W. Sommerauer, G. Dätwiler: Landwirtschaftliche Betriebslehre für bäuerliche Familienbetriebe. 18. Auflage, Aarau 1971. S. 130.

18) Planck, U.: Landjugend im sozialen Wandel. München 1970. S. 161.

seelische Voraussetzung einer Betriebspartnerschaft zwischen Jung- und Altbauern.[19] Schweizerische Untersuchungen zeigen ungefähr folgendes Bild: Nussbaumer, der seine Untersuchungen 1960 abschloss, traf in seinem Untersuchungsgebiet Homburgertal drei Typen an: den traditional-patriarcharischen Typ, den Uebergangstyp, den Typ der echten Partnerschaft. Die Mehrzahl der Bauernfamilien hat Nussbaumer dem Uebergangstyp zugeordnet.[20] Neuere sozialempirische Untersuchungen haben eine Zunahme der partnerschaftlichen Beziehungen der Bauernfamilien registriert. Fragen, die für die Zukunft des Betriebes von Bedeutung sind, werden jetzt ganz offen und gemeinsam diskutiert. A. Dönz fragte 229 Landwirte im Vorderen Prättigau: "Wenn Sie eine neue Maschine anzuschaffen gedenken, wer entscheidet, ob sie gekauft wird? Der Mann allein oder die Ehepartner gemeinsam?" Nicht weniger als 93,5 % antworteten, dass dieser Entscheid von Mann und Frau gemeinsam gefällt werde.[21] Aehnliche Resultate ergab eine Umfrage im Berner Oberland.[22] Diese Wandlung geht nicht zuletzt zurück auch auf die fehlenden Arbeitskräfte: "Der Landwirt ist nicht mehr Meister über Knechte und Mägde, die Familienglieder sind die einzigen Mitarbeiter, und die Frau avancierte zur Stellvertreterin. Sie wurde durch Maschinen von der körperlichen Arbeit entlastet, muss aber über alle Probleme des Betriebes auf dem laufenden sein. Dies sicherte ihr aber das Mitspracherecht. Da sich die Wirkungskreise überschneiden, ergab sich ein ausgesprochenes Teamwork zwischen den Partnern. Diese Umstrukturierung kommt in der Bemerkung eines vierzigjährigen Landwirtes zum Ausdruck: 'Ich muss mit der Frau reden, ich kann es mir nicht leisten, etwas anzuzetteln, bei welchem sie später nicht mitmacht.' Auch die Abneigung vieler Bauern gegenüber Buchstaben und Geschriebenem halfen der Frau, ihre partnerschaftliche Stellung zu festigen."[23] Auch zwischen den Kindern und den Eltern hat sich ein neues Verhältnis herausgebildet. Unter dem Einfluss neuer Leitbilder und oft auch Schlagworte haben sich die Verhältnisse zum Teil

---

19) Planck, U.: Der Familienbetrieb, a.a.o., S. 163.

20) Nussbaumer, J.: Die Lebensverhältnisse der Bauernfamilien im Homburgertal. ETH-Diss., Basel 1963. S. 106.

21) Dönz, A.: Die Veränderung in der Berglandwirtschaft am Beispiel des Vorderprättigaues. ETH-Diss., Zürich 1972. S. 194.

22) Jaeggi, U.: Berggemeinden im Wandel. Eine empirisch-soziologische Untersuchung in vier Gemeinden des Berner Oberlandes. Bern 1965. S. 143.

23) Dönz, A.: Die Veränderung, a.a.o., S. 196.

auch auf dem Land verhältnismässig schnell geändert. Mancher Vertreter der älteren Generation ist da nicht mehr mitgekommen. Daraus müsste man schliessen, dass der Generationenkonflikt eher zugenommen hätte. Dem ist aber vor allem in bäuerlich-ländlichen Kreisen nicht so. Dönz gibt dafür eine ganz interessante Begründung: "Die Väter wollen, wenn auch nicht aus innerem Triebe, sondern mehr dem Betriebe zuliebe, den Anschluss an die Entwicklung nicht verlieren und machen demzufolge bei den Neuerungen mit." Die Jüngeren fühlen sich in ihrer Einstellung der älteren Generation gegenüber nicht sehr sicher, schätzen aber im allgemeinen noch immer die Erfahrung der Alten, sie sind auch froh, wenn der Vater gewisse Handarbeiten übernimmt oder oben im Maiensäss das Vieh betreut. Etwas überspitzt hat Dönz das so formuliert: "Der Vater kann nur von Hand und der Sohn nicht mehr von Hand arbeiten."[24] Selbstverständlich herrscht nicht überall eitel Harmonie. Der Zwang, miteinander arbeiten zu müssen, und das gemeinsame Ziel einigen indessen. Ueberdies ist tatsächlich die Bereitschaft zum Verständnis eher grösser als früher. Dönz und andere Agrarsoziologen sprechen in diesem Zusammenhang von einer Abschwächung des Generationenkonfliktes. Eine wesentliche Belastung der Situation stellt oft die Diskussion um die Hofübergabe dar. Um die Einstellung der Beteiligten zu dieser Frage kennenzulernen, hat Nussbaumer in seinem Untersuchungsgebiet jedem Betriebsleiter und auch den Söhnen und Töchtern unabhängig voneinander die Frage gestellt: "Welches ist nach ihrer Meinung der beste Zeitpunkt, um den Betrieb zu übergeben?". Die Antworten waren recht aufschlussreich. 32 % der Väter antworteten, der richtige Zeitpunkt wäre dann da, wenn der Sohn heiratet. 51 % der Jungen glaubten, dass dies der richtige Zeitpunkt sei. 20 % der Vätergeneration meinten, dass der richtige Zeitpunkt wäre, wenn der Vater 65jährig ist. Aehnlich argumentierten die Jungen: 19 % der jüngeren Generation schlossen sich dieser Auffassung an. Auffallend war in dieser Untersuchung die grosse Zahl der ausweichenden Antworten (21 %) bei der älteren Generation.[25] Auch neuere Untersuchungen, wie jene von F. Gerber im Oberen Emmental, zeigten, dass die Hofübergabe nach wie vor zu den schwierigsten und heiklen Problemen im

---

24) Dönz, A.: a.a.o., S. 195.
25) Nussbaumer, J.: a.a.o., S. 105, S. 84.

bäuerlichen Dasein gehört. Dies ist besonders dann der Fall, wenn zwischen Alt und Jung nicht ein eigentliches und echtes Vertrauensverhältnis besteht. Gerber konnte feststellen, dass wirklich späte Hofabtretungen heute relativ selten sind. Er fand sie dort, wo sich lange Zeit oder überhaupt keine junge Bäuerin finden liess, oder wo noch ausgesprochen patriarchalische Zustände herrschten. Die meisten gefragten Betriebsleiter waren mit ihrer Hofübernahme einverstanden. Einige wollten sich lieber nicht äussern. Einzelne Jungbauern stöhnten. Die geäusserten Klagen konnten fast ausnahmslos auf denselben Nenner gebracht werden: "Sie sind eng verknüpft mit einer mangelhaften Betriebsstruktur und Existenzgrundlage. In diesen Fällen scheint der Uebernahmepreis zu hoch, das Inventar zu schlecht, das Land zu wenig fruchtbar, der Bruder in einem anderen Beruf bevorzugt. Oft hat die Familientradition die Hofidee auch auf falsche Geleise geführt, statt Glück ist Unzufriedenheit eingekehrt."[26] Gerber traf allerdings den zufriedenen Altbauern in seinem Untersuchungsgebiet recht häufig: "Er macht ein zufriedenes Gesicht und sagt etwa: 'We-ni-i nume no cha gsund blibe u ma wärche'."

Bei der Hofübergabe spielten seit jeher auch die Erbgesetze und Erbsitten eine beträchtliche Rolle. Dem Erbrecht haben wir es zu verdanken, dass zum Beispiel im Staat Bern die Höfe nicht zerstückelt werden konnten. Und dem Erbrecht haben wir die Sesshaftigkeit sowie ausgeprägte Traditionen zuzuschreiben. In bernischen Landen kam dazu das Minorat (Vorrecht des jüngsten Sohnes). Es wird indessen heute nicht mehr streng gehandhabt. Es wurde behauptet, dass das Minorat eine eigentliche Barriere gegen die Abwanderung der tüchtigeren Leute aus der Landwirtschaft darstellte. Gerber hat dies widerlegt. Wie heute ist vermutlich schon früher auch mehr auf die persönliche Neigung und Fähigkeit als auf das Vorrecht des jüngsten Sohnes gesehen worden. Ein Wandel hat sich insofern vollzogen, als die Wahl des Hoferben heute allgemein leichter fällt als früher, weil sich mehr Bauernsöhne rechtzeitig einem anderen Beruf zuwenden. Diese Feststellung traf Gerber auch in Schüleraufsätzen: "Ich will nicht Bauer werden, weil ich noch einen älteren Bruder habe, der Freude am Bauern hat." "Wir sind sechs Buben, einer davon ist jetzt ein wenig der Bauer

---

26) Gerber, F.: Wandel im ländlichen Leben. Eine sozialökonomische und sozialpsychologische Untersuchung in fünf Gemeinden des Oberemmentals. Bern und Frankfurt 1974. S.104.

bei uns, als Jüngster könnte ich zwar sagen, ich wolle den Betrieb, aber das mache ich nicht, ich will nicht mein Leben lang ein Gestürm haben (Streit haben)." Nach Gerber hat das Erbrecht dafür gesorgt, dass Nebenerwerbsbetriebe, sogenannte Doppelexistenzen, nicht in allzu grosser Zahl entstehen konnten. Es verhinderte die Höfe vor einer allzu grossen Aufsplitterung und die Landschaft vor einer planlosen Ueberbauung. Wie wir später noch feststellen werden, sind allerdings auch noch andere Elemente im Spiel.

Im ganzen können wir feststellen, dass die Hofübergabe im Grenzertragsbereich heute mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden ist, weil in vielen Fällen kein Nachfolger da ist, der bereit wäre, in die Stapfen des Vaters zu treten. Von den insgesamt 28 Betriebsleitern, welche im Zeitraum 1966/67 im Domleschg 50 und mehr Jahre alt waren, hatten lediglich deren 18 einen Nachfolger in Aussicht. P. von Planta, der diese Zahlen wiedergibt, bezeichnet den hohen Anteil der alten Betriebsleiter als "Spätfolge der Wirtschaftskrise der dreissiger Jahre. Damals gab es für die jungen Leute praktisch keine Abwanderungsmöglichkeiten, und nach dem zweiten Weltkrieg war es für den Aufbau einer neuen Existenz zu spät".[27)]

Wie sehr sich aber in den letzten 40 Jahren die Verhältnisse und vor allem auch die Auffassungen über die Hofübergabe änderten, zeigt eine Umfrage von 1937/41 für den Atlas der schweizerischen Volkskunde. Gewährsleute wurden gefragt, ob die Abtretung des Hofes bei Lebzeiten der Eltern vorkomme, und wo in diesem Falle die Eltern nach der Abtretung wohnten. Das Resultat, das in einer Ueberblickkarte festgehalten wurde, fiel eindeutig aus. Zwar wurde schon damals der Hof recht häufig bei Lebzeiten übergeben. Lediglich im Tessin wurde die Frage mehrheitlich verneint. Offenbar aber gab es damals noch eine weitverbreitete und deutliche Abneigung gegen die lebzeitige Uebergabe. So kannte man in Moutier die Redensart: "Il ne faut pas se déshabiller avant d'aller au lit."[28)] Der Gewährsmann von Gösgen im Kanton Aargau schilderte in recht deutlicher Absicht eine missglückte Hofübergabe: "Hof und Land wurden der verwitweten Sohnstochter übergeben. Es hiess aber bald: 'Er hätt der Löffel

---

27) von Planta, P. und Müller, K.: Die Förderung wirtschaftlich bedrohter Bergregionen durch eine aktive Entwicklungspolitik. Winterthur 1971. S. 23.

28) Atlas der schweizerischen Volkskunde, Karte I/101 und Kommentar 1. Teil, 7. Lieferung, S. 593.

nit sölle us de Hände ge' ". In Elisried-Schwarzenburg sagte man früher von einem Bauern, der den Hof noch zu Lebzeiten übergab: "Er hat das Bett verkauft und will noch darin liegen." In Wald, Kanton Zürich, hiess es etwa: man solle nie ein Messer aus der Hand geben. Im Beromünster, Kanton Luzern, pflegte ein Vater zu sagen: "I gibe d'Geisle nit us der Hand." Die Gewährsleute von Aigle im Kanton Waadt erwähnten sicherlich bewusst vor allem negative Erfahrungen: "Cela arrive souvant." In Undervelier im Jura meinte ein Beobachter, die Hofübergabe zu Lebzeiten erfolge deshalb so selten, weil die Eltern in ihren alten Tagen noch ein Dach über dem Kopf haben sollten. Auch in Reigoldswil, Kanton Baselland, herrschte die negative Haltung vor: "Man hat schlechte Erfahrung gemacht, der Vater gilt nichts mehr." Aus Balstal wird kurz und bündig gemeldet, dass man die "lebzitige Teilig" nicht gern sehe.[29] Schon damals wurden indessen auch positive Stimmen laut. So begründete der Gewährsmann von Sissach die Hofübergabe der Eltern mit dem Wunsch, "die Uebergabe selbst zu regeln und zu erleben".[30] In Solothurn glaubte man auch , dass die Hofübergabe zu Lebzeiten ganz erhebliche Vorteile erbringe. Gewöhnlich gibt der Vater den Hof vor dem Ableben, damit keine Händel entstehen; der Sohn erhält so auch den Hof billiger. In Utzendorf, Kanton Bern, "kommt die Hofübergabe glücklicherweise je länger je mehr vor". Einige Gewährsleute meinten, dass die Eltern den Hof zu Lebzeiten nur dann abgeben sollten, wenn sie finanziell dazu in der Lage seien, nachher zu privatisieren. In Satigny, Kanton Genf, sagte man: "On se régle souvant sur les circonstances et la situation de fortune." In Gourtepin (Freiburg) hiess es: "Cela dépend des circonstances et des recources." In Kirchberg, Kanton Bern, kam die Abtretung zu Lebzeiten bei wohlhabenden Bauern häufig, bei armen Bauern hingegen sehr selten vor. Auch in Turbental, Zürcher Oberland, überliessen die Eltern den Hof den Jungen nur, wenn sie die Mittel hatten, um sich in ein eigenes Häuslein zurückzuziehen. Eine ähnliche Auffassung war in Herisau, Ebnat, Wald, Mettmenstetten und Samstagern vorhanden. Gewandelt hat sich auch die Auffassung in bezug auf die stückweise Abtretung. Sie war damals in den

---

29) Atlas, a.a.o., 1. Teil, 7. Lieferung, S. 594.
30) Atlas, a.a.o., 1. Teil, 7. Lieferung, S. 595.

vierziger Jahren noch verhältnismässig häufig. Belege stammen aus dem Unterwallis, aus der Gegend des Bielersees und aus Graubünden (Obersaxen). In Savièse nannte man dieses Herausgeben einzelner Teile "bailla foura" (donner dehors). In Evolène (Wallis) "li pred" (le prêt), was darauf hinweist, dass diese Güter nach dem Tod der Eltern in die Erbmasse der Eltern zurückfallen.

Ziemlich häufig war schon damals die Verpachtung. Oft wurden auch Uebergabe und Uebergabeverträge abgeschlossen, "worin die Preis- und Zahlungsbestimmungen sowie die Verrechung der Erbquote des Hofübernehmens geregelt wurden".[31] Mit solchen Uebergabeverträgen, - sie werden auch heute noch getätigt -, erreichte man, "dass das Eigentum dem einmal bestimmten Nachfolger sicher ist und dass die Miterben wissen, wieviel sie zu erwarten haben".[32] In diesen Verträgen verpflichten sich die Nachfolger den Eltern gegenüber, ihnen innerhalb oder ausserhalb des Hauses Unterhalt und Pflege zu gewähren. Im Kanton Luzern bezeichnete man diese Regelung als "Schliiss". Die Eltern bleiben im Hof, wird aus Sursee berichtet, "sie haben den 'Schliiss' im Haus, der Vater arbeitet noch mit, er arbeitet, was ihm passt. Man spricht auch vom Alte-Teil."[33] Im Kanton Neuenburg war eine Art von Verpfründungsvertrag üblich. Der Gewährsmann spricht von einem "contract passé avec un ou plusieurs enfants, qui s'engagent à fournir le néssecaire au vieux parents". Auch in Scuol im Engadin kam die Verpfründung vor. Sie wird dort als "vitalizi" bezeichnet.[34] Im Kanton Uri hatte der Sohn, der den Hof übernahm, für die Eltern aufzukommen.[35]

Wie die volkskundliche Umfrage zeigt, gab es in bezug auf Wohnort und Versorgung der Eltern die verschiedensten Lösungen. Sie gehen vom unveränderten Zusammenleben der abtretenden Eltern mit dem Betriebsleiter (Gros menage) über den Rückzug in bestimmte Teile des Hauses (Nebenstube oder Hinterstube) oder in eine Alterswohnung in einem bestimmten Stockwerk, über den Bezug eines eigenen Hauses auf dem Boden des Hofgutes (Stöckli) bis zum Erwerb einer Wohnung oder eines Hauses ausserhalb des Hofgutes.

---

31) Atlas, a.a.o., 1. Teil, 7. Lieferung, S. 595.
32) Moser, R.A.: Die Vererbung des bäuerlichen Grundbesitzes in der Schweiz, unter spezieller Berücksichtigung des Kantons Bern. Diss. Bern 1931, S. 96.
33) Atlas, a.a.o., 1. Teil, 7. Lieferung, S. 597.
34) Atlas, a.a.o., 1. Teil, 7. Lieferung, S. 597.
35) Umfrage des Verf. 1971; vgl. jetzt die neueren Untersuchungen von T. Abt.

Die Auffassungen darüber, was richtig und erstrebenswert sei, gingen schon damals, das heisst, im Jahre 1939/40, recht weit auseinander. Für die Aussiedlung sprach sich ein Gewährsmann in La Brévine aus: "Il ne faut pas que les parents voit fumer la cheminée des enfants." Bewährt hat sich im allgemeinen das Bernische Stöckli. Diese Regelung ist indessen auf jene Gebiete beschränkt, in denen es dank der geschlossenen Vererbung beziehungsweise Uebergabe Höfe von einem bestimmten Ausmass gibt. Allgemein scheint die Aussiedlung der Eltern ans Gebiet der ertragreichen Landwirtschaft gebunden. Was die Gewährsleute von damals betonten, trifft auch heute noch zu: Die Aussiedlung, sei es ins Stöckli, sei es in ein anderes Haus, kommt in der Regel nur bei wohlhabenden Bauern vor. Eine verhältnismässig einfache Lösung bietet sich beim Bezug einer modernen Siedlung an. Der junge Betriebsleiter wohnt mit seiner Familie in der ausserhalb des Dorfes erstellten Siedlung; die alten Eltern bleiben im dörflichen Haus zurück. Auch in Berggebieten, in welchen der einzelne Bauer oft über mehrere Häuser verfügt, erscheint die Regelung gegeben: "Die Eltern gehen in eines davon, behalten sich das Hausrecht vor bis zum Lebensende", heisst es in Adelboden. Aehnliche Verhältnisse herrschen in St. Antönien, Graubünden.[36)]

Altertümlich mutet die heute wohl selten gewordene turnusweise Verpflegung und Unterbringung der Eltern an. Aus Raron (Wallis) wurde 1940 berichtet, dass ein armer Vater "z'Balleteile" gehen müsse, das heisst, er hatte der Reihe nach bei den einzelnen Kindern oder Verwandten Kost und Unterkunft zu beziehen.[37)] In den Befragungen der letzten Jahre wurde von alten Bauern namentlich in den Berggebieten immer wieder betont, dass sich seit der Einführung der AHV und dank der verbesserten Rente sehr vieles geändert habe. Es sei jetzt auch ärmeren Bauern möglich, einen von den Kindern mehr oder weniger unabhängigen Lebensabend zu verbringen.[38)] Alte, sich zurückziehende Bauern finden nur selten Aufnahme im Altersasyl. 1940 wurde ein solcher Fall nur von einem einzigen Ge-

---

36) Atlas, a.a.o., 1. Teil, 7. Lieferung, S. 599.
37) Atlas, a.a.o., 1. Teil, 7. Lieferung, S. 599.
38) Z.B. Gewährsmann aus Tristen im Maderanertal (Uri).

währsmann erwähnt. Auch jetzt sind solche Fälle immer noch verhältnismässig selten. Einerseits spricht die Tradition dagegen, aderseits fehlen notwendige Mittel für diese Art und Weise der Altenversorgung meistens.

Wie stark sich die Dinge wandelten, zeigt auch die Untersuchung von A. Dönz. Er ermittelte, dass im Prättigau rund die Hälfte der 416 Befragten den Betrieb bei der Heirat übernommen haben. 38 % der Befragten übernahmen den Betrieb nach der Heirat, in verschiedenen Fällen erst beim Ableben des Vaters oder der Eltern. Die Tendenz, die Hofübergabe frühzeitiger vorzunehmen, ist ganz eindeutig. Von den heute Zwanzig- bis Dreissigjährigen übernamen 84 % der Befragten den Betrieb ganz oder teilweise bei der Verheiratung. Bis zur Verheiratung, so meint Dönz, habe der Sohn gar kein Interesse, den Betrieb zu übernehmen: "Er arbeitet auf dem Betrieb mit, erhält entweder ein kleines Taschengeld, oder - was häufiger der Fall ist - soviel, als er für seine persönlichen Bedürfnisse braucht." Dass kein regelmässiger Lohn ausgezahlt wird, empfindet mancher Junger als Benachteiligung gegenüber den berufstätigen Geschwistern. Und doch verlangen sie auf der anderen Seite bewusst keinen Lohn, ganz einfach, weil sonst das Geld für die Neuinvestitionen fehlen würde. Sie lassen, wie man es ausdrückt, den Lohn im Betrieb stehen, um ihn bei der Betriebsübernahme als "Lidlohnanspruch" einzulösen. Im Gegensatz etwa zur Innerschweiz wird im Prättigau dem Sohn bereits vor der Verheiratung ein Mitspracherecht eingeräumt. Mancher entlastet sich damit gewissermassen ein wenig von der drückenden Verantwortung; mancher übergibt den Hof auch frühzeitig, weil er irgendwie spürt, dass die Betriebsführung immer schwieriger zu werden droht.[39] Etwas konservativer scheinen die Innerschweizer zu sein. Nach Wyder erfolgt in fast 60 % der Betriebsübernahmen im Erbfall: "Die Heirat des Sohnes ist für den Vater kein Grund, den Betrieb zu übergeben," meint dieser Autor.[40]

In engem Zusammenhang mit der Hofübergabe steht das Heiratsalter. Planck hat in seiner Untersuchung der westdeutschen Bauernjugend eine gewisse Verspätung des Heiratszeitpunktes festgestellt. Dönz findet diesen Sachverhalt in seinem Untersuchungsgebiet nicht bestätigt. Offensichtlich be-

---

39) Dönz, A.: a.a.o., S. 200.

40) Wyder, I.: Wirtschaftliche und soziologische Untersuchung in der Zentralschweiz unter besonderer Berücksichtigung der landwirtschaftlichen Verhältnisse. ETH-Diss., Zürich 1971, S. 150.

stehen auch heute vor allem für Bergbauern beträchtliche Schwierigkeiten, eine Partnerin zu finden. Auf die Frage: "Hat es ein Bauernsohn heute schwerer, eine Frau zu finden, als seinerzeit der Vater?" antworteten 74 % der Befragten mit "Ja". Die Frage der Heiratsschwierigkeit beschäftigt die Bauern nach Dönz in hohem Mass. Der Autor hat die Ursachen der Heiratsschwierigkeiten auf vier Punkte konzentriert: auf die Arbeitsüberlastung, das Angespanntsein, das Fehlen der Mädchen und die Umgangsformen des Bauernsohnes. Was unter Umgangsform verstanden wird, und wie sich dies eben auswirkt, wird an einem Beispiel dargelegt: Im Prättigau gingen einige Jungbauern zu den Mädchen, die im Bergdorf in Ferien weilten, zu einem Abendschwatz. Der Autor kam mit den Mädchen ins Gespräch und erkundigte sich, wie sich die Landwirte verhielten. "Es waren ganz nette Burschen, aber sie sprachen überhaupt nur übers Vieh", lautete die übereinstimmende Antwort.[41] Eine neue Untersuchung im Kanton Uri zeigt, dass eine sehr grosse Zahl von Bauern überhaupt keine Ehepartnerin finden.[42] Den Ernst dieser Situation scheinen allerdings noch nicht alle unsere Zeitgenossen verstehen zu wollen. In der Innerschweiz hat Wyder ein Sinken des Heiratsalters in bäuerlichen Kreisen festgestellt. Noch zwischen 1930 und 1935 heirateten die Bauern erst im Alter von durchschnittlich 35 Jahren. In den Jahren 1960 bis 1965 betrug das durchschnittliche Heiratsalter noch 28 Jahre.[43] Im Emmental haben von den in den Stichproben erfassten Verheirateten rund 50 % ihren Ehegatten vor dem 26. Altersjahr, 36,7 % im Alter von 26 bis 30 Jahren, und 13,3 % im Alter von über 30 Jahren gefunden. In den Gemeinden Eggiwil, Schangnau und Trub wird später geheiratet, und die Anzahl der Ledigen ist verhältnismässig höher als in Langnau und Trubschachen. Die Heiratschance der Burschen und Mädchen sinkt gewissermassen mit der Höhe über Meer, sie ist in entlegenen Gebieten und in rein agrarischen Regionen geringer. Im Durchschnitt zeigt sich indessen heute deutlich eine Tendenz zur früheren Verehelichung.[44]

---

41) Dönz, A.: a.a.o., S. 209 und 210.
42) Abt, T.: Regionalplanung. Uri 1975.
43) Wyder, I.: a.a.o., S. 91.
44) Gerber, F.: Wandel im ländlichen Leben, a.a.o., S. 139.

Aus den sozialempirischen Untersuchungen geht recht deutlich hervor, dass das Vertrauensverhältnis und der Wille zur Zusammenarbeit innerhalb der Bauernfamilie unerlässiche Voraussetzung für das Funktionen des Familienbetriebes darstellen. Um die Einstellung zu diesem Problem zu ergründen, wurde der bäuerlichen Bevölkerung im Freiamt folgende Frage gestellt: "Wenn Sie daran denken, wie es mit der Arbeiterfamilie bestellt ist: jedermann arbeitet in einem anderen Betrieb, der Vater zum Beispiel in einer Maschinenfabrik, der Sohn auf dem Bau, die Tochter im Büro, aber auf dem Bauernhof arbeiten alle Mitglieder nach Möglichkeit zusammen. Halten Sie dieses Miteinander für einen besonderen Vorzug des Bauernberufes oder nicht?" Die Antworten fielen eindeutig aus: 86 % der Landwirte sprachen sich dafür aus, dass das Miteinander einen grossen Vorteil darstelle, und nur 14 % war der Meinung, dass dies nicht mehr der Fall sei. Das Resultat dieser Umfrage zeigt, dass die Mehrheit der Bauern auch heute noch wesentliche Vorteile in der bestehenden Familienarbeitsverfassung erblickt. Hat die Minderheit Massstäbe aus der industriellen Arbeitswelt übernommen, oder hat irgendein Malaise in der Familie selbst den Anstoss zu einer negativen Antwort gegeben? Mit einer Nachfrage hat E. Schwarz festgestellt, dass bei der Hälfte der mit "Nein" antwortenden Bauern der familiäre Frieden zur Zeit der Befragung gestört war.[45)]

Um eine reibungslose Zusammenarbeit zu gewährleisten, braucht es eine gewisse Einteilung und Arbeitsplanung. Sie wird zum Teil unbewusst vorgenommen, wobei das Alter und Geschlecht der Familienglieder zum vornherein gewisse Funktionen miteinschliesst, beziehungsweise auch ausschliesst. Im ganzen aber, so kann man mit Preuschen sagen, hat der Bauer später als andere begonnen, sowohl die leitenden als auch die ausführenden Arbeiten bewusst zu planen und zu gestalten: "Sowohl als Betriebsleiter wie auch als sein Arbeiter hat er im wesentlichen aus der Erfahrung, der Vorstellung und der Gewohnheit gearbeitet und gewirtschaftet.[46)] Die Arbeitsverteilung an die Familienglieder ordnete in der traditionellen Landwirtschaft dem Mann und der Frau ganz bestimmte Aufgaben zu. Sie weichen

---

45) Schwarz, E.: Wandlungen der Lebensart und Lebensgewohnheit im bäuerlichen Selbstbild, eine empirische Sozialforschung im Kanton Aargau. Diplomarbeit ETH, 1971.

46) Preuschen, G.: Der bäuerliche Familienbetrieb. Stuttgart 1959. S. 96.

in den einzelnen Regionen und Landesteilen erheblich voneinander ab. Dazu kam es in den letzten zwei Jahrzehnten infolge der Rationalisierung und Mechanisierung der Betriebe zu ganz erheblichen Umdispositionen und Aenderungen. Eine volkskundliche Umfrage in den Jahren 1939 bis 1941 hat die damalige Situation festgehalten. Damals hatte man in bäuerlichen Kreisen noch ganz bestimmte Vorstellungen von der Arbeit der Bäuerin. So sagen verschiedene Gewährsleute der französischen Schweiz: "La femme ne s'occupe pas de l'étable et ne fauche pas; elle soigne les porcs."[47] Beinahe apodiktisch meint ein Mann aus Orbe: "En pays vaudois la femme n'est pas occupée a l'étable et elle ne fauche pas." Kurz und bündig sagte man auch damals im Zürcher Oberland: "D'Frau ghört ins Hus und de Ma in Stall." Die Frauen hatten diese Männerarbeit schon damals höchstens in Notfällen zu übernehmen. Einschränkend wurde allerdings bemerkt, dass viele junge Frauen dazu gar nicht mehr in der Lage seien, weil sie weder melken noch mähen können. Im Berner Jura scheint dagegen die Frau bis vor kurzem verhältnismässig im Stall mitgeholfen zu haben. Aus Moutier wird berichtet: "Les hommes traient; plusieurs femmes sur la montagne de Moutiers savent traire et remplacent les hommes lors qu'il font de rentrer tardives (foires, fêtes, dimanches)." Für Délemont werden Zahlen angegeben (für die Zeit um 1940): Es melken 90 % Männer und 10 % Frauen.[48] In vielen Nebenerwerbsbetrieben muss in der Zeit, in welcher der Mann auf dem Bau oder in der Fabrik arbeitet, die Frau das Melken übernehmen. "Dans les petits exploitations agricoles les femmes traient quelques fois en absense du mari", heisst es in der Westschweiz. "Die Frauen helfen oft, da alles Kleinbauern ohne Knechte sind", wird aus dem Zürcher Oberland gemeldet. Noch heute besorgen viele Frauen von Arbeiterbauern die Stallarbeit. Es dürfte sich indessen nicht mehr um zahlreiche Fälle handeln. Auch hier spielte die Tradition eine gewisse Rolle. So war es im Wallis und Tessin bis 1940 allgemein üblich, dass die Frau das Melken besorgte. Die Arbeitsteilung der Geschlechter weist regional gesehen eine reiche Nuancierung auf. Im Valle Mugio, Tessin, besorgten 1942 die Frauen im Som-

---

47) Atlas, a.a.o., 1. Teil, 6. Lieferung, S. 469.
48) Atlas, a.a.o., 1. Teil, 6. Lieferung, S. 469.

mer noch das Vieh, die Männer arbeiteten auf dem Feld. Im Winter teilten sich Frauen und Männer in die Stall- und Melkarbeit. Recht häufig war die Stallarbeit der Frauen im Wallis: "Vor allem dort, wo die Männer dem Verdienst nachgehen müssen, ist die Viehpflege aussschliesslich Sache des weiblichen Geschlechts."[49] Eine besondere Arbeitsteilung der Geschlechter ist in den Gebieten der Saisonwanderung gegeben. Wenn der Mann als Maurer oder Maroniverkäufer während eines Teiles des Jahres auswärts arbeitete, war die Frau, unterstützt von Kindern und allenfalls von Alten, gezwungen, Feld- und Stallarbeit zu übernehmen. Die wirtschaftlich gegebene Arbeitsteilung war Tradition, und sie wurde teilweise auch traditionalistisch gerechtfertigt. Oft wurde die Tradition auch missbraucht: So kam es zum Beispiel im Verzascatal vor, dass die Männer am Kamin sassen und plauderten, während die Frauen sich auf dem Feld abmühten.[50] Manche Frau war der Ueberbeanspruchung indessen nicht gewachsen: "Sie zog sich aus diesen Arbeiten zurück, wird darin aber nicht etwa vom Mann ersetzt... Eine grosse Fläche Landes bleibt daher unbestellt."[51]

Schon um 1940 scheint sich in der Arbeitsteilung eine generelle Wandlung vollzogen zu haben. Bei den Ackerbauern des Mittellandes war die Stallarbeit ursprünglich vollständig Frauenarbeit. Im thurgauischen Dorf Altnau gab es noch 1910/20 Bauern, die gar nicht melken konnten. Heute melken normalerweise nur die Männer und die Frauen helfen beim Füttern. Ebenso umfassend sind die Wandlungen in der Arbeitsteilung beim Mähen. Hier bestand offenbar von seiten der Frau eine gewisse Abneigung. Die Frau wollte, so meinte ein Gewährsmann in der volkskundlichen Umfrage von 1940/41,"nicht als Mannweib erscheinen".[52] Demgegenüber war in den bergbäuerlichen Regionen das Mähen von Frauen traditionell und weitverbreitet. Auch heute noch kann man in alpinen oder voralpinen Gebieten mähenden Frauen begegnen. Die kurze Sommersaison zwingt zum Einsatz aller Arbeitskräfte. Maschinen können auch heute in manchen Bergregionen nicht eingesetzt werden. Ganz offensichtlich war die Mitarbeit der Frau zum Beispiel beim Mähen früher häufiger als heute: "Autrefois plusieurs

---

49) Rübel, H.O.: Viehzucht im Oberwallis. Frauenfeld 1950, S. 37.
50) Gschwend, M.: Das Val Verzasca. Aarau 1946. S. 125.
51) Atlas, a.a.o., 1. Teil, 6. Lieferung, S. 471.
52) Atlas, a.a.o., 1. Teil, 6. Lieferung, S. 475.

paysannes fauchaient. Il-y-a dix ans, les quatre filles du fermier Schumacher fauchaient ancore comme des hommes," meinte der Gewährsmann aus Porrentruy.[53] Auch im Disentis und Villa sehe man keine mähenden Frauen mehr. Im Jura war das Mähen offenbar seit jeher Männersache. Um 1940 wird jedenfalls fast verwundert festgestellt, dass nur Frauen aus der deutschsprachigen Schweiz mähen können. Fast entsetzt meldet ein Gewährsmann aus dem Jura: "Au Saicourt, une Oberlandaise fauche comme un homme."[54]

Zur eigentlichen Frauen- und Kinderarbeit gehörte seit jeher das Ausbreiten des Grases oder Heues. In den Talbetrieben hat die Maschine inzwischen diese Aufgabe grösstenteils übernommen; in den Berggebieten ist das Heuen grossenteils noch Frauenarbeit geblieben. Die Maschine hat hier die Frau jedenfalls nur teilweise entlastet.[55] Allgemein können wir feststellen, dass mit der Verknappung der Arbeitskräfte auch die Belastung der Frau eher zunahm. Nussbaumer hat seinerzeit, das heisst vor 15 Jahren, festgestellt, dass im Homburgertal die meisten Frauen noch bei allen Feldarbeiten beteiligt seien. Dass sie zum Beispiel vor der Zubereitung des Frühstücks beim Grasen mithelfen, wurde als selbstverständlich betrachtet. In jedem dritten Betrieb fütterten sie auch das Vieh, und einzelne Bäuerinnen konnten beim Ausmisten der Ställe, ja selbst beim Viehputzen getroffen werden. Es herrscht in diesem Gebiet auch heute noch eine traditionelle Arbeitsteilung vor. Die Frau ist danach die unselbständige Gehilfin des Mannes und erfüllt damit zu einem schönen Teil die Funktion des früheren Knechtes. In solchen Fällen kann es zu einer übergrossen Belastung der Bäuerin kommen. Tatsächlich hat Nussbaumer Arbeitszeiten von 14 Stunden im Sommer und 15 Stunden im Winter registriert. Die Folgen blieben nicht aus. In den sechs untersuchten Gemeinden des Homburgertales haben in der der Landwirtschaft 10,6 % der Männer das sechzigste Altersjahr erreicht, bei den Frauen waren es hingegen nur 7,4 %. "Der vorzeitige Tod mancher Bäuerin zeugt von einer Pflichterfüllung bis zum Selbstverzehr."[56] Dönz hat für das Prättigau eine ver-

---

53) Atlas, a.a.o., 1. Teil, 6. Lieferung. S. 475.
54) Atlas, a.a.o., 1. Teil, 6. Lieferung. S. 475.
55) Loretz, Chr.: Bauernarbeit im Rheinwald. Basel 1943. S. 124.
56) Nussbaumer, J.: a.a.o., S. 97.

hältnismässig grosse Arbeitsbeanspruchung festgestellt. Er fand Arbeits- und Präsenzzeiten von 15 Stunden und stellte fest, dass die Arbeitsdauer der Frau jener der Männer gleicht: "Sie stehen zwar etwas später auf, müssen aber nach dem Nachtessen noch die Kinder zu Bett bringen und abwaschen." Auf dem Feld werden nach Dönz die Frauen durch die Mechanisierung weniger beansprucht als früher. Von der körperlichen Arbeit sei die Frau entlastet und selbst im Haushalt seien einige Erleichterungen festzustellen. Die Bäuerin braucht nicht mehr so streng zu arbeiten. Sie muss hingegen "überall sein".[57)]

Nach einer Untersuchung der Zentralstelle Küsnacht für landwirtschaftliche Betriebsberatung aus dem Jahre 1968/70 - sie umfasste total 21 Betriebe -, ist die Mitarbeit der Bäuerin in den Betrieben von 5 - 10 ha recht beträchtlich (734 Arbeitsstunden pro Jahr). In der Grössenklasse 15 - 20 ha wird pro Tag eine Stunde gerechnet (= 339 Stunden jährlich); in den Betrieben über 30 ha ist die Beanspruchung der Bäuerin geringer, sie betrug dort insgesamt im Jahr 54 Stunden.[58)] Es scheint sich indessen ein Wandel in der Einstellung zur Frauenarbeit anzubahnen. Um ihn zu ergründen, wurde eine Anzahl von Bauern gefragt: Was halten Sie davon, wenn die Bäuerin in erster Linie ihren Haushalt und ihre Kinder versieht und in Hof und Feld nur noch gelegentlich mitarbeitet, wenn es unbedingt notwendig ist?" Nicht weniger als 72 % der Bauern waren der Meinung, dass dies anzustreben wäre. Allerdings klaffen Theorie und Wirklichkeit noch auseinander, denn auf die Zusatzfrage: "Ist dies auf Ihrem Betrieb der Fall?" kam gewöhnlich die zögernde Antwort: "Es ist nicht durchführbar." War die Bäuerin beim Interview anwesend, musste die spontane Bejahung nach einem lächelnden Blick der Frau etwas korrigiert und eingeschränkt werden. Die Antwortverteilung lässt aber doch auf eine künftige Wandlung schliessen. Nicht weniger als 72 % der Landwirte halten die Trennung für gut, bei den ehemaligen Landwirtschaftsschülern waren es sogar 95 %. Nur eine verschwindend kleine Minderheit von 5 % der ehemaligen Landwirt-

---

57) Dönz, A.: a.a.o., S. 126.
58) Schib, K. und Navratil, J.: Die Mitarbeit der Bäuerin im landwirtschaftlichen Betrieb, in "Die Grüne", Nr. 36, vom 3.9.1971, S. 1285.

schaftsschüler wollte an der herkömmlichen Bäuerinnenarbeit festhalten. Die grösste Zahl der Neinsager stammte übrigens aus Kleinbetrieben. Tatsächlich haben ja auch grössere Betriebe bessere Voraussetzungen, um das erstrebte Ziel zu erreichen.[58a)]

Es lässt sich nicht verkennen, dass mancher Wunsch aus dem Vergleich stammt, das heisst, man vergleicht die eigenen bäuerlichen Verhältnisse mit jenen der städtisch-industriellen Gesellschaft. Ziche geht sogar so weit, zu behaupten, dass die Bevölkerung in der Landwirtschaft ihr persönliches Leben industriegesellschaftlichen Normen entsprechend gestalten möchte.[59)] Dazu würde nicht nur die Trennung von Haushalt und Betrieb gehören, sondern auch Kategorien wie geregelte Arbeitszeit, Ferien und Freizeitbeschäftigung. Empirische Sozialforschungen, die in unserem Land durchgeführt wurden, bestätigen allerdings Ziches These nur teilweise. Das Problem ist im übrigen recht komplex, denn es geht ja nicht allein um die Einstellung zu den Ferien und zur geregelten Arbeitszeit, sondern hier spielt auch die gesamte Einstellung zum Beruf und zum bäuerlichen Dasein eine ganz erhebliche Rolle. Was im folgenden vorgebracht wird, können lediglich einige wenige Hinweise sein. Zunächst muss betont werden, dass Freizeit in der bäuerlichen und in der industriellen Gesellschaft etwas ganz Verschiedenes darstellen. In der industriellen Gesellschaft geht es um Aktivitäten, die der Entspannung dienen, und zwar als Zerstreuung und als Entwicklungsmöglichkeit im Sinne der Persönlichkeitsbildung. Primär muss man in der industriellen Gesellschaft die Freizeitaktivität und die Freizeitbestrebungen als Erwiderung auf die durch die Arbeitsteilung entstehende Entfremdung, das heisst, als Möglichkeit zur Befreiung aus der Arbeitswelt, begreifen. In der Diskussion über die Freizeit wird man deshalb heute betonen müssen, dass die Arbeitswelt nicht nur einseitig die Freizeitwelt beeinflusst oder gar determiniert, sondern dass wesentliche Einflüsse von der zweiten zur ersten gehen. In der ländlich-agrarischen Welt dagegen wurde bis jetzt aus ethischen und zum Teil auch aus

---

58a) Schwarz, E.: a.a.o., S. 104.

59) Ziche, I.: Das gesellschaftliche Selbstbild der landwirtschaftlichen Bevölkerung in Bayern. München und Weihenstephan 1969. S. 79.

traditionellen Gründen das Leben praktisch mit Arbeit in eins gesetzt. Noch etwas deutlicher ausgedrückt: Dem Bauer steht sicher im Frühling, Sommer und Herbst wenig Erholungszeit zur Verfügung. Es gibt jedoch immer wieder Zeiten, wo die Möglichkeit zum "Freizeitkonsum" vorhanden ist. Sie wurde indessen bis heute nicht, oder viel schlechter als bei anderen Gruppen genutzt. Das ist ganz verschieden zu erklären. Einmal lässt die einseitigere, unfreiere Arbeit den Nicht-Landwirt eben eher nach Möglichkeiten zur Entspannung suchen. Der Landwirt dagegen verwendet die freie Zeit stärker zur puren Regeneration der Körperkräfte. Es scheint nun aber, wie aus den Untersuchungen von Jaeggi (Berner Oberland) hervorgeht, dass die jüngeren Bauern den Wunsch nach freier Zeit stärker spüren. Der Vergleich mit den anderen wird nicht nur in finanzieller Hinsicht gezogen; die längere Arbeitszeit, die keine regelmässige Freizeitaktivität ermöglicht, wird als nachteilig empfunden.[60] Gerber stellte in seinem Untersuchungsgebiet auch heute noch eine starke Vermischung von Arbeitszeit und Freizeit, von Arbeit und Erholung fest. Mancher Bauer nannte "einfach eine Arbeit im betrieblichen Ablauf als liebste Beschäftigung, oder sagte, dass er keine Freizeit habe und die Arbeit sein Hobby sei." Die gleiche Antwort erhielt er auch oft von Bäuerinnen. Erst nach einer entsprechenden Klärung wurde dann eine Arbeit genannt, die nicht zum normalen Arbeitslauf gehört, eine Verrichtung, die von der beruflichen Arbeit unterschieden werden kann.[61] Dönz stellte im Prättigau fest, dass sich Bauer und Bäuerin sehr selten und sehr schwer vom Betrieb lösen können. Die Ablösung ist schwierig, weil niemand zur Verfügung steht. Eigentliche Ferien sind deshalb in diesem Gebiet noch unbekannt. Die Antworten zur Frage nach Ferien und Reisen sind denn auch eindeutig ausgefallen. Ein 40jähriger Mann aus Fanas: "Ferien kennen wir nicht." Ein anderer gleichaltriger aus Schuders: "Für mich ist die Jagdzeit Ferien, da mache ich nur das Dringendste." Ein 30jähriger Bauer aus Furna: "Der militärische Wiederholungskurs ist für mich die Ferienzeit." Im ganzen haben sich 80 % der Ehepaare seit ihrer Verheiratung nie auch nur während zwei Tagen vom Betrieb lösen können, obwohl die Hälfte seit mehr als 20 Jahren ver-

---

60) Jaeggi, U.: Berggemeinden im Wandel, a.a.o., S. 202.
61) Gerber, F.: Wandel im ländlichen Leben, a.a.o., S. 199.

heiratet ist. Die wenigen jungen Ehepaare, welche gemeinsamem Urlaub nachkommen, konnten dies nur dank einer rüstigen Elterngeneration. "In eigentlichen Einmannbetrieben war es nicht möglich, dass Mann und Frau auch nur einmal während zwei Tagen miteinander Urlaub nehmen konnten."[62]

Dönz glaubt, dass die Häufigkeit der Freizeitbeschäftigung weniger abhängig von den Freizeitmöglichkeiten als von der Einstellung ist. Er fragte die Bauern in seiner Region: "Wenn Sie einen absolut freien Tag hätten, was würden Sie tun?" Die Antwort fiel eindeutig aus: 41 % der Männer und 37 % der Frauen antworteten: ruhen. Eine schöne Zahl von Männern antwortete: in die Natur gehen. Wie schon Planck festgestellt hatte, wurde auch im Prättigau bestätigt. Die früher intensiv gepflegte häusliche Unterhaltung durch Wort, Spiel und Lied ist durch ungesellige Beschäftigung wie Lesen, Radiohören und Fernsehbetrachtung verdrängt worden.

In den Gesprächen mit den Bauern und Bäuerinnen trat immer wieder eine recht wichtige Feststellung an den Tag: Mancher Bauer bemerkte, dass er die Freizeit nicht im gleichen Masse benötige wie ein Arbeiter. Für ihn sei die Arbeitswelt kein Zwang, dem er entrinnen müsse, sondern vielmehr Erfüllung und Freude. Wir haben diese Frage, das heisst, die Frage nach der Einstellung zur Arbeit und zum Beruf sehr ernst zu nehmen. Sie ist für die Fortdauer des bäuerlichen Familienbetriebs von entscheidender Bedeutung. In seiner Untersuchung im Homburgertal hat Jakob Nussbaumer die Selbsteinschätzung der Bauern untersuchung und dabei festgestellt, dass 63 Landwirte (56 %) sich anderen Berufsständen gegenüber benachteiligt fühlen. Als Gründe nannten die unzufriedenen Bauern die lange Arbeitszeit und die zu tiefen Preise. Daneben wurden relativ häufig genannt: die Absatzverhältnisse, der Einfluss des unbeständigen Wetters, das geringe Verständnis der anderen Kreise, das Angebundensein und die Enge der baulichen Verhältnisse. Die meisten Bauern allerdings nannten immer wieder auch das Schöne in ihrem Beruf. Sie waren jedoch nicht imstande, dies so beredt zu schildern, wie die Nachteile. Am höchsten bewertet wurde die

---

62) Dönz, A.: Die Veränderung, a.a.o., S. 130.

freie Arbeitsgestaltung oder das Selber-Herr-und-Meister-Sein. Ausserdem wurden genannt die abwechslungsreiche Tätigkeit, die Freude an Pflanzen und die Zusammenarbeit der ganzen Familie. Vom oft besungenen "ruhigen Landleben" war nie die Rede. "Mehr als irgendwelche romantische Vorstellungen bindet der eigene Besitz und die selbständige Arbeit die Bauernfamilien an ihren Beruf." Nussbaumer glaubt, dass vor allem die junge Generation in seinem Untersuchungsgebiet eine klare und wirklichkeitsnahe Vorstellung davon hat, wie heute ein Bauernbetrieb aussehen soll. Von den acht gegebenen Möglichkeiten konnte man jene drei ankreuzen, die am wichtigsten erschienen, die Anzahl der Kreuze ergab die folgende Abstufung (wir nennen nur die drei ersten Positionen): 1. Friedliches Familienleben 62, 2. Geregelte Arbeitszeit 54, 3. Fortschrittliche Leitung 43.[34] U. Jaeggi, der fast in der gleichen Zeit einige Berggemeinden im Berner Oberland untersuchte, kam zu etwas anderen Feststellungen. Sehr viele Bauern in diesem Untersuchungsgebiet standen, so meint dieser Autor, unter dem Eindruck einer gewissen Isoliertheit. Kennzeichen ihrer Haltung sei die Unsicherheit. Zwar leistet der Bauer dieser Region immer noch eine durchschaubare Arbeit, aber er sei nicht sicher, ob sie in seinem Fall noch notwendig sei. Noch vor einer Generation - so wurde hier etwa argumentiert -, habe man den Bauern und das Produkt, das er herstellt, als lebensnotwendig, als Voraussetzung gebraucht, um die Kriegszeit zu überdauern. Heute sei dies alles vergessen und die Position der Bergbauern schwer erschüttert. Namentlich der Kleinbauer dieser Region fühle sich überanstrengt. Er wisse, dass er wenig oder keine Freizeitmöglichkeiten habe. Ausserdem fürchte er, überflüssig zu werden und habe den Eindruck, von materiellen und sozialen Gütern ausgeschlossen zu sein. Allerdings fand Jaeggi auch in dieser Region positive Einstellungen. Die Bergbauern sagten immer wieder, sie seien froh, dass sie nicht der gleichen Arbeitsdisziplin unterworfen seien wie die Industriearbeiter und die Angestellten. Als positiv wurde auch empfunden, dass sich Wohnen und Arbeiten innerhalb überschaubarer Beziehungen abspielen. Allen Wandlungserscheinungen zum Trotz stellte Jaeggi fest, dass in seiner untersuchten Region die

---

63) Nussbaumer, J.: Die Lebensverhältnisse der Bauernfamilie im Homburgertal, a.a.o., S. 199.

Zusammengehörigkeit von Familien- und Arbeitsdasein als bewusst erlebte, wesentliche Eigenschaft noch anzutreffen sei. Man wisse auch um die Eigenbestimmtheit der bäuerlichen Arbeit, das heisst, um die grössere Freiheit bei der Arbeitsplanung, um die ganzheitliche Arbeitswelt, um das Zusammenfallen von Lebensunterhalt und Lebensinhalt.[64] Zu teilweise anderen Resultaten kam Dönz in seiner Untersuchung, die er Ende der sechziger Jahre und anfangs der siebziger Jahre durchführte. Obwohl nur rund zwei Drittel der Prättigauer Bauern den Beruf aus eigener Entscheidung wählten, haben, wie Dönz eindeutig feststellen konnte, die meisten Freude an ihrer Tätigkeit. Auf die Frage: "Haben Sie viel, wenig oder gar nicht Freude an Ihrem Beruf?" antworteten von 507 Befragten deren 433 oder 85,4 %, dass sie der Bauernberuf mit Freude erfülle. Selbst die 50- bis 60jährigen Bauern, bei welchen nur rund die Hälfte aus freier Wahl den Bauernberuf ergriff, antworteten mehrheitlich, dass das Bauern Freude bereite. Noch grösser, nämlich 92 %, ist die Zustimmung der Frauen zum Bauernberuf. Das ist doch erstaunlich, denn gerade die Bergbäuerin wird ja ihres harten Daseins wegen oft bemitleidet. Es scheint aber, dass sich hier eine gewisse Aenderung vollzog, und dass die Mechanisierung die Bäuerin von vielen mühseligen Feldarbeiten entlastete. Lassen wir im folgenden noch einige Bauern selber sprechen. Ein 30jähriger Bauer aus Fanas: "Ich habe viel Freude, obwohl ich die Freizeit etwas vermisse." Eine 50jährige Bäuerin aus Grüsch...: "Und wenn ich jung wäre, würde ich nochmals einen Bauern heiraten." Ein 40jähriger Bauer aus Furna: "Ich habe eine unerhörte Freude, wenn man nur mehr verdienen würde..." Ein 70jähriger Bauer aus Schiers-Lunden: "An den Tieren hänge ich, sie sind meine Freude." Eine 45jährige Frau eines Nebenerwerbslandwirtes: "Wenig Freude, ich muss immer viel arbeiten, weil der Mann auswärts arbeitet." Ein 50jähriger Bauer aus Schiers-Fajauna: "Die Freude an der Arbeit ist das, was einen hält."[65]

In seiner Untersuchung im Emmental, die er ungefähr um die gleiche Zeit wie Dönz machte, hat Fritz Gerber Informationen über die Zufriedenheit im Beruf mit folgener Frage zu erhalten gesucht: "Würden Sie Ihren Beruf (Haupt-

---

64) Jaeggi, U.: Berggemeinden, a.a.o., S. 111.
65) Dönz, A.: Die Veränderung in der Berglandwirtschaft, a.a.o., S. 171 und 172.

beruf) heute noch ergreifen, oder würden Sie einen anderen wählen?" Die Ergebnisse sind eindeutig. Rund zwei Drittel der befragten Bauern, nämlich 64,3 % würden den bäuerlichen Beruf heute nochmals wählen. Recht interessant sind die negativen Aeusserungen. Jene Bauern, die nicht mit "Ja" antworteten, begründeten dies deutlich. Sie sagten, es sei nicht die Arbeit, die ihnen missfalle, sondern vor allem das ungenügende Einkommen und das Angebundensein. Dazu komme noch das geringe Ansehen, das sehr viele Bauern in anderen Kreisen haben. Von den Befragten mit höherem Bildungsniveau würden über vier Fünftel, nämlich 83,3 % den Bauernberuf nochmals wählen, das sind 19 % mehr als im Gesamtdurchschnitt. Bei den Befragten von Betrieben mit Buchhaltung liegt der Anteil der Berufsbejahenden um 11,9 % über dem Mittel. Nach Gerber wird dadurch die oft gehörte Behauptung, Ausbildung und Buchführung mache die Leute in der Landwirtschaft unzufrieden, widerlegt. Recht interessant ist es auch, dass in Gemeinden mit wenig Industrie - Eggiwil, Schangnau und Trub - besonders in der Landwirtschaft der höheren Lagen die Berufszufriedenheit überdurchschnittlich gross ist. Gerber glaubt, dass dies mit der beschränkten Vergleichsmöglichkeit zusammenhängt. Trotz härterer Bedingungen sind diese Leute oben auf den Eggen zufriedener als im Tal. Trifft es zu, dass die Menschen grundsätzlich bereit sind, auf Annehmlichkeiten zu verzichten, wenn sie damit in der Gesellschaft eine gewisse Achtung und Anerkennung gewinnen, wenn dies mit sozialem Ansehen kompensiert wird? Tatsächlich geniesst in den Bauerngemeinden Eggiwil, Schangnau und Trub der Bauer ein höheres Ansehen als in Langnau und Trubschachen. Eine überdurchschnittliche Zufriedenheit zeigt sich nach Gerbers Untersuchung auf Betrieben mit neun und mehr Kühen. Vier Fünftel der Befragten dieser Gruppe würden der Landwirtschaft und der Scholle treu bleiben, falls sie nochmals jung wären. Das lässt sowohl auf die wirtschaftlich günstigere Basis wie auch auf ein höheres Ansehen schliessen. Die Ergebnisse der Befragten mit Nebenbeschäftigung weichen nur unbedeutend vom Mittelwert ab. Die grössere Berufszufriedenheit unter der jüngeren Generation führt dieser Autor darauf zurück, dass sie bei der Berufswahl weniger der Willkür der Eltern ausgesetzt war, als die ältere Generation.[66)]

---

66) Gerber, F.: Wandel im ländlichen Leben, a.a.o., S. 169 ff.

Wie wird der Familienbetrieb der Gegenwart und Zukunft beurteilt? Mehr als zwei Drittel der Befragten im Emmental (68,4 %) waren der Meinung, dass der zukünftige Landwirtschaftsbetrieb ein Mittelbetrieb mit ausschliesslich eigenen Arbeitskräften sein sollte oder sein wird. In der Landwirtschaft waren sogar über 70 % dieser Meinung. Jene, die auf einem Bauernhof aufwuchsen, aber nicht mehr in der Landwirtschaft tätig sind, gehörten dieser Gruppe mit mehr als 70 % mitan. Etwas anders denkt die übrige Dorfbevölkerung. Fast ein Drittel, nämlich 31,6 %, war der Ansicht, dass die Betriebe vergrössert werden sollten, dass nur grössere Betriebe eine Zukunftschance hätten. Dem Nebenerwerbsbetrieb gaben sie überhaupt keine Chance. Offenbar ist die Vorstellung vom "Mondscheinbauer", der sich fast zu Tode arbeitet und nie auf einen grünen Zweig kommt, recht tief im Bewusstsein dieser Bevölkerung verankert. Das sei weder Fisch noch Vogel, wurde etwa gesagt. Anderer Meinung waren 25 Bauern, oder 16,7 %. Diese sehen nur im Nebenerwerbsbetrieb eine Zukunft. Die Meinung, dass lediglich der grosse Betrieb eine Chance habe, trat bei den Bauern nur in 15 Fällen oder 10 % zutage.[66a)] Etwas anders sieht das Zukunftsbild der Bergbauern im Prättigau aus. Von den 500 Befragten betrachteten deren 167 oder 33 % die Zukunft als günstig, 229 oder 46 % als eher kritisch, und 98 oder 20 % fürchteten, dass die Lage des Bergbauern immer ungünstiger wird. Nach Betriebsgrössen eingereiht, ergibt sich die Folgerung: Je kleiner die Betriebsgrösse, um so kritischer wird die Zukunft beurteilt. Im Gegensatz zum Emmental beurteilen die Nebenerwerbslandwirte und vor allem auch die Inhaber der kleinen Betriebe die künftige Entwicklung pessimistischer als die hauptberuflichen Bauern. Je umfassender die berufliche Tüchtigkeit und die geistige Aufgeschlossenheit, um so grösser war auch das Selbstbewusstsein und die Zuversicht.[67)]

Nachdem wir nun vor allem die Einschätzung zur Arbeit und zum Beruf kennenlernten, wollen wir abschliessend noch die Leistung dieser Betriebe kennenlernen. Da die allermeisten landwirtschaftlichen Betriebe identisch sind mit Familienbetrieben, können wir uns recht kurz fassen, denn die Produktions- und Produktivitätsziffern sind jedem Agronomen hinlänglich

---

66a) Gerber, F.: Wandel im ländlichen Leben, a.a.o., S. 169 ff.
67) Dönz, A.: Die Veränderung, a.a.o., S. 232.

bekannt. Wir rekapitulieren nur die allerwichtigsten Befunde. Noch vor hundert Jahren benötigte ein 20 ha-Betrieb, der vier Kühe hatte und 8000 l Milch produzierte, dazu 14 Arbeitskräfte. Der Verkaufsanteil betrug lediglich 15 %, das heisst also, es handelt sich hier um einen Selbstversorgerbetrieb, der kaum den Markt beliefern konnte. Heute kann dieser gleiche Betrieb 24 Kühe halten, die 111'000 l Milch produzieren. Der Verkaufsanteil ist auf 90 % gestiegen und die Anzahl Arbeitskräfte auf zwei reduziert worden. Der Wert des Endrohertrages der schweizerischen Landwirtschaft hat sich allein seit 1939 vervierfacht. Auch die Arbeitsproduktivität ist ganz erheblich gestiegen. Unter Arbeitsproduktivität verstehen wir den realen Endrohertrag je landwirtschaftlich Berufstätigen. Betrug der reale Endrohertrag noch 1929/31 3'318 Franken pro Berufstätigen, so beträgt er 1969/71 rund 15'000 Franken.[68] Mit Recht wurde im vierten Bericht des Bundesrates zur Lage der Landwirtschaft festgehalten, dass sich die Produktivität und die Fortschritte der Landwirtschaft sehr wohl mit jenen des Gewerbes, ja sogar der Industrie messen können und in vielen Fällen die Ziffern einzelner Branchen übertraf. Selbst Kritiker anerkennen diese Leistung. Doch setzen sie ihre Kritik an einem ganz anderen Punkt an. Sie bestreiten nicht, dass der bäuerliche Familienbetrieb leistungsfähig ist, aber sie behaupten, dass er sozial und sozialpsychologisch, ja sogar menschlich gesehen, eine Fehlkonstruktion darstelle. Theodor Bergmann meint, dass sich infolge technologischer, ökonomischer und sozialer demographischer Prozesse Familie und Betrieb verschieden entwickeln. Deshalb können die Produktionsfaktoren im bäuerlichen Familienbetrieb nicht mehr optimal kombiniert werden.[69] Die technischen Hilfen hätten die Arbeitsvorgänge erleichtert, aber gleichzeitig die soziale und psychologische Krise akzentuiert. Das alte Leitbild sei deshalb überholt, und es sei falsch, überholte Leitbilder entgegen der Entwicklung aufrecht zu erhalten, weil eine spätere Anpassung der Menschen schwieriger sei. Die Abwanderung geht nach Bergmann weiter, und für die Veränderung der Agrarstruktur sind lediglich drei Wege denkbar: Individuelle Betriebsvergrösserung, Koope-

---

68) Statistische Erhebungen, a.a.o., Brugg 1975, Heft 51. S. 775.

69) Bergmann, Th.: Der bäuerliche Familienbetrieb - Problematik und Entwicklungstendenzen, in: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie, Jg. 17, Heft 2, Okt. 1969, S. 215.

ration bisher selbständiger Betriebe bis zur völligen Integration und Ausgliederung von Arbeit aus dem Betrieb. "Alle drei Wege führen weg vom traditionellen Leitbild des völlig selbständigen bäuerlichen Familienbetriebes." Bergmann beruft sich dabei unter anderem auf Hofstee, einen holländischen Agrarpolitiker und Agrarsoziologen, der sagte, man könne die heutige Entwicklung nicht andauern lassen, ohne soziale Spannungen hervorzurufen, die sich nicht mehr beschwichtigen lassen. Es sei erwiesen, dass der Radikalismus der Bauern weitverbreitet sei. Von politischer Sicherheit und Stabilität sei nicht mehr die Rede. Zu ähnlichen Schlüssen kam 1973 der Deutsche Poppinga.[70)]

Wie sieht es in unserem Land aus? Es ist nicht zu leugnen, dass es auch in bäuerlichen Schichten unseres Landes hin und wieder gärt. Es gibt auch bei uns Scharfmacher, und es ist nicht von der Hand zu weisen, dass es neben sehr vielen zufriedenen auch unzufriedene Bauern gibt. Doch in welchem Berufsstand ist das anders? Die Frage ist, ob es sich um viele Bauern handelt, und die weitere Frage wäre nach der Berechtigung und den Ursachen des malaise. Wer Bergmanns Artikel genau durchliest, wird ziemlich schnell merken, dass dieser Autor von ganz bestimmten Voraussetzungen und ideologischen Leitbildern ausgeht. Er musste deshalb zwangsläufig zu einer negativen Beurteilung des Familienbetriebes kommen. In einem einzigen Punkt müssen wir ihm wenigstens teilweise Recht geben, wenn wir objektiv bleiben wollen: Der bäuerliche Familienbetrieb, auch jener der Schweiz,hat eine wunde Stelle; es ist die soziale Seite. Der Einmannbetrieb ist verhältnismässig weit verbreitet. So hat beispielsweise Dönz im Vorderen Prättigau 225 solche Betriebe ermitteln. Es sind 69,8 % aller Betriebe. Daneben gab es im Prättigau damals 80 Väter-Sohn-Betriebe (24,7 %) und nur 22 oder 6,3 % sogenannte Grossfamilienbetriebe. Diese Einmann-Betriebe sind zwar betriebswirtschaftlich recht beweglich, ihre Arbeitsorganisation ist indessen leicht verletzbar. Ein kleiner Unfall des Betriebsleiters bringt den Betrieb eventuell in allergrösste Schwierigkeiten. "Eine wichtige Voraussetzung für eine künftige günstige Entwicklung de bäuerlichen

---

70) Poppinga, D.H.: Politisches Verhalten und Bewusstsein deutscher Bauern und Arbeiterbauern unter besonderer Berücksichtigung revolutionärer und gegenrevolutionärer Bewegungen und Ansätze. Diss. Stuttgart-Arlesheim 1973

Familienbetriebe in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht wird nur zu schaffen sein, wenn die Betriebsleiter bereit sind, in einem wachsenden Mass zusammenzuarbeiten.[71] Wieweit die mit Recht postulierte Zusammenarbeit gefördert werden kann, wird von den Betriebswirtschaftern weiter untersucht werden müssen. Dabei wird uns die neue Dissertation von J. Kessler helfen können.[72] Bei der überbetrieblichen Zusammenarbeit hat der Agrarsoziologe darauf hinzuweisen, dass gerade hier die menschlich-psychologischen Seiten berücksichtigt werden müssen. Wenn sich Bauern beispielsweise gegen eine gemeinsame Viehhaltung sträuben, so darf man diese Haltung nicht ohne weiteres einfach als traditionalistisch und konservativ verschreien. Wohl wissend, dass das Vieh einen Teil des Lebensinhaltes ist, fragte Dönz 320 Bergbauern: "Würden Sie eine gemeinsame Haltung des Viehs mit mehreren Bauern befürworten?" Das Ergebnis war eindeutig. 95,6 % antworteten: "Nein". Die Ansichten, die einzelne Bauern vortrugen, sind ebenfalls recht deutlich: "Nein, davon möchte ich nichts wissen." sagte ein 60jähriger Bauer aus Stelz, und ein 50jähriger Nebenerwerbslandwirt aus Grüsch meinte: "Ich würde dann nicht mitmachen, wenn ich es nicht selbst versorgen könnte, hätte ich keine Lust, Vieh zu halten." Tatsächlich würde ökonomisch und theoretisch gesehen den Nebenerwerbslandwirten mit einem täglichen Arbeitspensum in einer nichtlandwirtschaftlichen Tätigkeit die gemeinsame Viehhaltung mit abwechselndem Turnus in der Fütterung eine Entspannung bringen. Von den 41 befragten Nebenerwerbslandwirten war jedoch nur ein einziger für die gemeinsame Viehhaltung zu haben. Dönz bemerkte mit Recht, dass der heutige Nebenerwerbslandwirt sein Vieh nicht allein hält, um sein Einkommen zu ergänzen, sondern vor allem aus Freude, und dafür nimmt er auch die Mehrarbeit in Kauf. Damit berühren wird wieder psychologische Fragen, wie jene der Berufsfreude, die bereits angetönt wurde.

In diesem Zusammenhang muss noch einiges über die Ausbildung und Einstellung zur Ausbildung gesagt werden. Schon Aereboe hat in anschaulicher

---

71) Fleischhauer, E.: Neuzeitliche Familienbetriebe. Heft 2, Frankfurt a.M. 1966, S. 112.

72) Kessler, J.: Ueberbetriebliche Zusammenarbeit im Produktionsbereich der schweizerischen Landwirtschaft. Diss. ETH 1976.

Sprache formuliert, dass die Ausbildung oder Kenntnisgewinnung im bäuerlichen Betrieb eine ganz grosse Bedeutung habe. Der Bodenmelioration müsse immer erst "die Melioration in den Köpfen der Menschen vorausgehen". Alle Erfindungen und Fortschritte der Wissenschaft würden wenig nützen, "wenn das Gros der praktischen Landwirte von ihnen keinen Gebrauch macht".[73] Im landwirtschaftlichen Familienbetrieb spielt sich ein grosser Teil des Lernprozesses zu Hause ab. Das wissen die Bauern sehr genau, ja sie sind geneigt, diesem Teil der Ausbildung eine dominierende Bedeutung beizumessen. "Was in den Schulen gelernt wird", sagte ein Emmentaler Bauer, "nützt dem Bauern wenig. Theorie und Praxis sind nicht dasselbe." Ein anderer meinte, der Bauer XY ist geschult, "aber wir haben noch nie gemerkt, dass er besser wirtschaftet, als wir".[74] Die gleiche Einstellung fand Gerber auch, als er mit den Emmentaler Bauern über die Betriebsberatung diskutierte: "Uns soll niemand das Bauernlernen lehren. Wir brauchen keine neuen Theorien. Was wir brauchen, sind höhere Preise und Leute zum Arbeiten", sagte ein Emmentaler Bauer. Gerber hat daraus geschlossen, dass viele Bauern im Emmental von der fachlichen Ausbildung nicht allzu viel halten. "Man hat Angst, dass die Jungen nach der Ausbildung zu Hause nicht mehr gut genug sein könnten, dass sie Neuinvestitionen verlangen würden, Betriebsumstellungen vornehmen möchten, dass sie kurzum mit den Traditionen brechen oder vielleicht sogar abwandern würden."[75] Wie verschiedene neue Untersuchungen zeigen, verstehen die Bauern unter Ausbildung etwas ganz Spezifisches: "Was man lernen muss, ist eine Kunst der Betriebspolitik, oder mit einem Betriebswirtschafter zu sprechen, bei gegebenen Verhältnissen im Betriebe und im Markt das Bestmögliche zu erreichen, mit grösster Wirtschaftlichkeit und mit höchstem Erfolg zu arbeiten." Man lernt auf dem Hof, und nur additional durch Institutionen wie Fachschule, Beratung, Fremdlehre und Meisterkurse. Man ist bereit, von diesen Institutionen ökonomisches wie technisches Wissen entgegenzunehmen, sofern man sich eine praktische Anwendung auf dem eigenen Betrieb verspricht. Je praxisnäher die Impulse sind, um so besser kommen sie an.

---

73) Aereboe, F.: Allgemeine landwirtschaftliche Betriebslehre. Berlin 1923. 6. Auflage. S. 595.

74) Gerber, F.: Die Lebensverhältnisse, a.a.o., S. 161.

75) Gerber, F.: Die Lebensverhältnisse, a.a.o., S. 162.

Vorschläge und Systeme, die das ökonomische System des eigenen bäuerlichen und familiären Betriebes in Frage stellen, werden, selbst wenn sie materielle Vorteile versprechen, verworfen. Das Konzept des abgeschlossenen Familienbetriebes ist so tief verankert, dass jedes prinzipiell auf Veränderung abzielende institutionelle Lernen als systemextern betrachtet wird. Am Kernstück bäuerlicher Lebensform - der Familienzusammenarbeit auf dem Hof - will man festhalten. Immer noch versteht die bäuerliche Bevölkerung den Beruf Bauer in erster Linie als Lebensform, und weniger als Mittel zum Lebensunterhalt. Die rein quantitative und ökonomische Betrachtungsweise hat zwar auch ihre Anhänger, sie ist indessen nicht vorherrschend. Die Mischung der ökonomischen und ökologischen Betrachtungsweise ist weitverbreitet. Man könnte auch von einer ganzheitlichen, qualitativen Betrachtungsweise sprechen. Es ist jene Betrachtungsweise, in welcher der landwirtschaftliche Betrieb als ein Organismus höherer Ordnung aufgefasst wird, in welchem sich der Bauer als integrierendes und lenkendes Glied hineinstellt. Diese ökologisch orientierte Landwirtschaft ist in der traditionellen Landwirtschaft verwirklich worden. In ihr versuchte man einen Ausgleich zwischen Bewahren und Fortschreiten zu finden. Sie nützt zwar den technischen Fortschritt, den ihr die industrielle Revolution gebracht hat. Sie akzeptiert auch viele Werte der industriellen Gesellschaft, ohne jedoch die von der bäuerlichen Welt geschaffenen Werte zu verleugnen.

Diese Bauern fühlten seit altersher - und sie tun es auch heute noch -, die moralische Verpflichtung in sich, den Boden in Ordnung zu halten und seine Fruchtbarkeit zu steigern. Sie haben jene grossartige Kulturlandschaft geschaffen, die wir heute zwar rühmen, aber gleichzeitig alles daransetzen, um sie zu zerstören. Wäre es nicht gescheiter und besser, jenen Bauern ihr Recht zu lassen, sie in ihrem Tun zu bestärken, von ihnen zu lernen, statt sie zu belehren? Die wahre Universalität besteht nicht darin, dass man vieles über die Bauern weiss, sondern dass man sie liebt.

Thesen zum Vortrag

"Der Familienbetrieb in der schweizerischen Landwirtschaft"

Eine historische und sozio-ökonomische Analyse

---

1. Die bäuerlichen Familienbetriebe erbringen eine ökonomische Leistung, die sich ohne weiteres mit Leistungen anderer Betriebsarten vergleichen lässt und sie in verschiedenen Fällen auch übertreffen kann.

2. Der bäuerliche Familienbetrieb vermag ein Arbeitsklima zu schaffen, das die Berufsfreude fördert und stützt.

3. Der bäuerliche Familienbetrieb ist imstande, seine Betriebsweise den ökologischen Erfordernissen anzupassen. Er bietet besser als andere Betriebsformen dafür Gewähr, weil diese Landwirte langfristig und in Generationen denken. Die Bewirtschaftung entspricht aus diesen Gründen der Nachhaltigkeit. Bodenbesitz verpflichtet, erhält und bewahrt selbst im Grenzertragsbereich.

4. Da die meisten bäuerlichen Familienbetriebe sogenannte Einmannbetriebe sind, besteht die Gefahr der Verletzlichkeit. Ein kürzer oder sogar länger dauernder Ausfall des Betriebsleiters oder seiner Ehefrau kann den ganzen Betrieb in Frage stellen, oder wirft zumindestens sehr schwerwiegende Probleme auf. Im Einmannbetrieb ist die Gefahr der Ueberanstrengung verhältnismässig gross. Bei allen Massnahmen zugunsten der Landwirtschaft ist diese schwache Stelle in Zukunft besser zu berücksichtigen.

5. Verschiedenen Nachteilen zum Trotz stellt der bäuerliche Familienbetrieb auch heute und morgen, vor allem wenn wir auch die ökologischen Erfordernisse miteinbeziehen, eine optimale Möglichkeit der Landbewirtschaftung in der Schweiz dar.